„C'est magnifique!" flüstert Voltaire dem König zu. Ueber seine Fürsprache ist dem Comediendirektor Quint permittiert worden, in Sanssouci vor dem Hofe zu spielen. Der König nickt. Er hält nicht viel von Comedien, aber diese kleine Tänzerin auf der kaum zwei Fuß hohen Spiegelbühne ist wie ein buntes, lebend gewordenes Stück Meißner Porzellan, so zierlich und fein, man kann gar nicht glauben, daß die Aktrice hinter den Spiegeln ein Mensch ist.

Nach der Vorstellung ist Luise Quintin zum König befohlen. Strenge mustert er sie, die sich tief im Knicks verbeugt. „Ist Sie die Person, die den Leutnant von Bredow heiraten will? Warum molestiert Sie meine Offiziers?"

Zwei große, hellgraue Kinderaugen sehen ein wenig erschrocken aber dennoch mutig zu ihm auf. Nein, eine Komödiantendirne ist sie nicht, denkt der König. Ihre Stimme klingt rein gleich einer Glocke.

„Molestieren nicht, Majestät. Es ist nur ..." Sie möchte sagen, daß sie den Leutnant liebt, aber die Worte wollen nicht über ihre Lippen.

„Weiß Sie denn auch, daß Ihr Liebster auf der Festung sitzt und man ihm den Mordprozeß macht?"

Ihre Hand greift nach dem Herzen. Warum quält er sie so? Sie weiß es nur zu gut. „Er ist unschuldig!" stammelt sie.

„Ei! Woher weiß Sie das? Dann ist wohl Sie schuld daran. Ihretwegen hat er Raufhändel gehabt. Werde Sie an seiner Statt auf die Festung schicken müssen."

„Wenn Majestät nur ihm gnädig sind!" Ganz leise sagt sie es und hält den Blick zu Boden gesenkt, als fürchte sie, in seinem Gesicht das Gegenteil zu lesen.

Doch in den stahlharten Augen des Königs schimmert versteckt in der tiefsten Tiefe ein Funke der Güte. „Melde Sie sich morgen in der Kabinettskanzlei!" sagt er. — — —

Es ist drei Tage später. In der Postkutsche, die nach der Feste Stettin fährt, sitzt zwischen ehrsamen Kaufleuten, Gutspächtern und anderen Fahrgästen eingequetscht ein einzelner Reifrock. Aber weder das Rumpeln der Kutsche noch die Unannehmlichkeiten der Reise können dem jungen Frauenzimmer, das darin steckt, die Reise verleiden. Steckt doch in dem feinen Leinernen Mieder ein kunstvoll verschnörkeltes Schreiben, die Ehelizenz für den neubestallten zweiten Fortifikationsoffizier der Festung, den Leutnant von Bredow, dem der König gnädigst permittiert, die ehrsame Luise Quintin zu heiraten. Und gegen das vierfach zusammengefalzte Stück Papier klopft ein junges Herz stürmisch vor Freude.

Zeitgedanken.

Von Friedrich Baumgarten.

Man findet mitunter in Großstädten unweit des tosenden, brandenden Geschäftslebens die behagliche Ruhe kleiner Gassen oder auch die vornehme Zurückgezogenheit alter Patrizierhäuser, gleichsam vergessene Zeugen einer schöneren Zeit. Während dort am Abend ein Gewirr grellen und bunten Lichtes, ein zu eintöniger Melodie zusammen brausender, brodelnder Lärm von Motorgeknatter, Hupen, Klingeln, Schreien eine — wörtlich und bildlich genommen — in ihren Zielen nicht minder vielfältige, wogende Masse Menschen überstrahlen, umfluten, durcheinander wirbeln, schweben hier vielleicht die heiteren Harmonien anklingender Kelche oder das sehnsuchtsvolle Schwärmen eines Cello im Dunkel lauschiger Gärten.

Wie die Umwelt, so die Menschen. Die einen rechnend, nimmer ruhend, auf Raffen und leichten Genuß eingestellt, mit allem Sinnen und Fühlen der hastenden Gegenwart und Zukunft gehörend — die anderen stille Denker, Sammler unsichtbarer Schätze, beschauliche Genießer einer aus der Vergangenheit geretteten Kultur, dennoch — oder gerade deshalb — die Forderungen der Gegenwart meisternd, nicht ihnen untertan.

Menschen und Umwelt aber sind das Leben. Sensationsprozesse, Sportberichte, Filmkritiken, Verkehrsunfälle, das Siebenmeilentempo technischer Entwicklung, laute Reklame um meist kleine Größen füllen die Spalten der Zeitungen; Revuegirls, Filmsterne, Boxer, Katastrophenbilder gelten als wirksamste Anreißer für illustrierte Blätter. Das heißt dann: Querschnitt der Zeit. Und zeigt doch nur eine Seite des mannigfaltigen Geschehens unserer Tage, die Seite allerdings, die, auffallend und aufdringlich, das Blickfeld des flüchtigen Beschauers beherrschend ausfüllt. Wer aber genauer hinsieht, wer sich nicht von der Unrast dieser flimmernden, in jagender Hast sich drehenden Welt verwirren läßt, der findet dicht daneben die stillen Straßen und Plätze, die geruhsamen Menschen und die Schätze ihres Wesens, in dem sich die Wahrung guter alter Formen dem Begreifen der Gegenwart zugesellt.

Dem Begreifen, nicht der Billigung. Diese wäre Unterwerfung, Selbstaufgabe. Denn Kampf herrscht zwischen den beiden Richtungen, die als alte und neue vielleicht in dieser Kürze am treffendsten, wenn auch nicht ganz zutreffend sich kennzeichnen lassen. In diesem Kampfe wurzeln die Zerfahrenheit und Unsicherheit, die einem überwiegenden Teile des schöpferischen geistigen Tuns unserer Zeit das Gepräge geben. In ununterbrochener, hastiger Folge sendet das Neue seine Wellen gegen das Bollwerk des Alten, überzeugt, dessen scheinbar morsches Gefüge leicht gänzlich erschüttern und überfluten zu können. Doch dieses hält dank seiner überlegenen inneren Festigkeit stand.

Flüssiggas.

Verwendungsmöglichkeit für Flüssiggas besteht überall da, wo Bedarf an Gas zur Beleuchtung, zum Heizen oder für industrielle Zwecke vorliegt, der Anschluß an eine Zentralversorgung nicht möglich ist und die Anlage einer Gaserzeugungsanlage sich nicht lohnt. Das Gas unterscheidet sich vom Leuchtgas durch den überwiegenden Anteil von schweren Kohlenwasserstoffen und Aethan, wogegen Kohlenoxyd und Wasserstoff bis auf Spuren fehlen. Wie der Name schon sagt, ist sein Hauptmerkmal die Eigenschaft, sich verhältnismäßig leicht verflüssigen zu lassen. Bei gewöhnlicher Temperatur gelingt das schon unter einem Druck von 100 Atmosphären. Dann kann man im Raum von einem Liter 330 Liter Flüssiggas unterbringen, während man bei Leuchtgas nur auf 100 Liter kommt. Das Flüssiggas darf also einerseits keine Bestandteile enthalten, die schon unter wesentlich niedrigerem Druck flüssig werden, weil diese bei der Entspannung nicht wieder vergasen würden. Andererseits müssen auch alle die Stoffe fehlen, die sich erst unter höherem Druck kondensieren. Man stellt deshalb das Flüssiggas aus Oelgas her, das wiederum durch Verkrackung von Gasölen gewonnen wird. Dem Oelgas entzieht man zunächst die schon bei 15 bis 20 Atmosphären flüssig werdenden Bestandteile, meist ungesättigte Kohlenwasserstoffe und solche der Benzolreihe. Später scheidet man unter Drucksteigerung die sogenannten Permanentgase, in der Hauptsache Methan und Wasserstoff, ab. Das Flüssiggas besitzt dank seiner Zusammensetzung den hohen Heizwert von 15 000 bis 16 000 Kalorien.

Aphorismen über die Kunst.

Von Paul Wecks-Wiesbaden.

Kunst ist Eingebung, nicht Arbeit. Sie entsteht aus unerforschlichen Gefühlen, nicht aus Vernunft und Kritik; sie kann auch nur über unsere Sentiments den Weg zu unserer Erkenntnis finden.

*

Auf dem Gebiete der Kunst gelten „die Fachleute" wenig. Sie sind vielfach sogar eine Gefahr für die Beurteilung der Dinge, denn sie bewerten die technische Schwierigkeit.

*

Die Technik ist das Mittel der Kunst, aber nicht die Kunst selbst. Wodurch der Künstler auf uns wirkt, ist seine Sache. Die Wirkung ist alles!

*

Jedes Kunstwerk ist wertvoll, das ehrlich Empfundenes widerspiegelt. Alles andere ist Kitsch, wie bedeutend auch die Technik sein mag, mit der man das rein künstlerische vortäuscht!

*

Je kürzer die Form, desto reiner die Wirkung. Für Schwätzer hat die Kunst keinen Raum.

*

Den Wert der Kunst erkennt man am Wert ihrer Freunde oder — am Wert derjenigen, die sich von ihr abwenden.

*

Du sollst immer auf die kleinere Schar sehen: Die urteilslosen Mitläufer sind stets bei der größeren; sie täuschen sich und uns gleichmäßig.

*

Sei mißtrauisch gegenüber dem Kunstwerk, das keine Gegner hat. Es wurde von einem Diplomaten, nicht von einem Künstler verfertigt!

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 60 **30. Juli 1930** **5. Jahrgang**

Der Tod, die Frauen und der Fremde

EIN SCHICKSALS-ROMAN VON H. A. VON BYERN

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister. Werdau i. Sa.

17. Fortsetzung.)

„Géza Marghiloman — ich habe ihn getötet um der Gerechtigkeit willen!" Das klang hell und laut wie ein Siegesruf — Und nun begann sie zu reden, erst stockend, dann immer schneller:

„Meinen Vater hat er zugrunde gerichtet, meine Mutter, meinen Bruder. Damals, nach dem Balkankrieg 1912. — Er brachte gefälschte Dokumente bei, die bewiesen, daß mein Vater, der als General mit seiner Division marschbereit an der Grenze stand, bestochen worden sei, heimliche Verbindungen mit Mustafa Kemal und Jusupoff unterhielte. — Nur der Gnade des Königs Carol, der Fürsprache der Königin Maria und dem Eingreifen Bratianus war es zu danken, daß unser Vermögen nicht konfisziert wurde. Am Abend des Tages, als mein Vater verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte, erschoß er sich. — Vier Wochen später starb meine Mutter aus Gram. — Die Dokumente, welche meinen Vater belasteten, erwiesen sich als falsch. Peter Carp und Querosiu führten die Entdeckung herbei. Marghilomans Helfershelfer — er war damals noch ein kleiner, unbekannter Winkeladvokat — wurden gefaßt — er selbst blieb im Dunkel. Erst viel später gelang es mir, den Zusammenhang festzustellen, durch Briefschaften, die ich zufällig hier, in Geresnaia, entdeckte, durch Aussagen von Schleppern und Zuträgern, mit denen Marghiloman damals in Verbindung gestanden hatte. — Aber noch hatte er seinen Zweck: das Vermögen meiner Eltern in seine Hand zu bekommen, nicht erreicht. — So suchte und fand er die Bekanntschaft meines einzigen Bruders Traila, verleitete ihn, in einem berüchtigten Bukarester Klub zu spielen, ein luxuriöses Leben zu führen, das Unsummen verschlang. Marghiloman borgte meinem Bruder Geld zu Wucherzinsen, drängte ihm immer neues Darlehen auf, brachte alle Wechsel und Schuldscheine an sich — bis er eines Tages die Schlinge zuzog, in seiner Verzweiflung griff Traila zur Pistole. — Mir blieb gerade soviel, um den äußeren Schein wahren zu können. Ein erborgter, durch tausend Entbehrungen mit ungezählten Tränen bezahlter Glanz. Seither hatte mein Leben nur noch ein Ziel, einen Zweck: Vergeltung um jeden Preis! — Rache für meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder! Auge um Auge — Zahn um Zahn!"

Wie leblos hingen die Arme, die wachsbleichen Hände des jungen Mädchens herab. — Elena Juliu hatte das Gesicht emporgewandt, lächelte, als erblickte sie dort etwas, das uns anderen verborgen blieb.

„Und wie geschah die Tat?" fragte Arne Thorsen leise, ließ keinen Blick von der regungslosen Gestalt. Wieder begann sie zu sprechen, automatisch wirkend in ihrer Ruhe:

„Den Browning besaß ich noch von meinem Vater her. Das Monogramm, ich hatte eine Photographie in natürlicher Größe beigefügt, fertigte mir ein kleiner, wenig gesuchter Goldschmied in der Badgasse in Budapest an. —

Das Paket ließ ich postlagernd nach Anina schicken, holte es selbst von dort ab. — Und wartete. — Hundertmal hätte ich Gelegenheit gehabt, mein Vorhaben auszuführen, aber der Gedanke an Margit hielt mich zurück. Bis sie selbst mir in einer stillen Stunde gestand, daß nichts Gemeinsames zwischen ihr und ihrem Manne sei, daß sie einen anderen — —"

„Elena!" schrie die junge Witwe auf —

Ein irres Lächeln huschte um den Mund des Mädchens.

„Es war damals, als die fremden Herren zur Jagd nach Geresnaia kamen. Am Morgen nach der Beichte meiner Freundin habe ich die Tat begangen. — Vom Wintergarten aus führt ein Fenster nach dem Park; dort stieg ich durch, schlüpfte hinter die Taxushecke, wartete bis Géza Marghiloman kam. — Er wollte sich eine Zigarette anzünden, hob die Hand — in diesem Augenblick schoß ich, rannte zurück, schloß die Fenster von innen, ging auf mein Zimmer —"

Sie machte eine Pause, atmete ganz ruhig, wie ein Mensch, der träumt.

„Eltern und Bruder hatte ich gerächt. Das ist kein Mord, kein Totschlag, ist Vergeltung, Notwehr! Nur in einem Punkte stimmte meine Rechnung nicht — es war mir unmöglich, Marghilomans Pistole unbeachtet an mich zu nehmen. So wurde die Waffe gefunden. Und ich tat noch mehr: Für den Fall, daß ein Unschuldiger vor Gericht gestellt würde, setzte ich ein schriftliches Bekenntnis auf, wollte es der Behörde zusenden, wenn ich außer Landes war, wenn — wenn — wenn — wenn — wenn —"

Elena Juliu schien aus einem Traum zu erwachen, sah uns an, zitterte, in ihren Blicken dämmerte das Erkennen auf. —

din Schrei, so kerisch, so wild, daß mir das Mark in den Knochen erschauerte. —

„Haltet sie!“ Arne Thorsen schnellte vorwärts, wie ein Tiger, riß das Tischchen um, stolperte, stürzte — —

Zu spät — —

Das junge Mädchen huschte aus dem Zimmer den Flur entlang — —.

Nedelcu und ich rannten ihr nach, Dr. Overecht bemühte sich um Frau Margit, die ohnmächtig zusammengesunken war, wie versteinert blieb der Levantiner sitzen. —

Ich prallte gegen eine verschlossene Tür.

„Gnädiges Fräulein, öffnen Sie!“

Keine Antwort.

Mit aller Kraft warf ich mich gegen das Holz — ein Splittern, Knirschen — —

Da lag Elena Juliu, lag regungslos über dem Bett, die Augen starr und weit geöffnet, als schauten sie in unendliche Fernen. — —

Und ein Geruch von bitteren Mandeln erfüllte den Raum.

„Blausäure,“ sagte der Kommissar. „Vielleicht — vielleicht war es am besten so — —“

Ein unterdrückter Laut, ich wandte mich um. —

Da stand Arne Thorsen, hielt sich am Türpfosten fest, sah ganz grau und verfallen, um Jahrzehnte gealtert aus — trat in das Dunkel des Flurs.

Mit einer scheuen, behutsamen Bewegung drückte ich der Toten die Augenlider zu, band das Kinn hoch, faltete die Hände, aus denen ein winziges Glasröhrchen zu Boden klirrte. —

„Ach bitte, rufen Sie doch die Zofe, lassen Sie meinen Sekretär wecken!“ sagte der Beamte.

Und ich ging, telephonierte noch an Dr. Costea, obwohl das eigentlich zwecklos war, traf Dr. Overecht.

„Sie schläft,“ tuschelte er mir zu, „ich habe ihr eine Scopoamin-Injektion gegeben.“

Müde, stumpf, wie zerbrochen trat ich in mein Zimmer, schaltete das Licht ein. — Vom Schreibtisch her wehte mir der durch das weitgeöffnete Fenster streichende Nachtwind ein Blatt Papier vor die Füße, mechanisch hob ich es auf, las:

„Meine Mission ist erfüllt; ich gehe für immer. Denn ich liebte Elena Juliu und mußte sie doch opfern. — Um der Gerechtigkeit willen!

Arne Thorsen.“

„Arne!“ schrie ich. „Arne!“ —

Kein Laut als das Ticken des Totenwurms im Gebälk, das leise, feine Zirpen der Heimchen hinter der Kaminverschalung.

Wie gehetzt rannte ich hinaus, alarmierte Nedelcu, den Diener, Franjo Vidacovicz. —

Thorsens Zimmer war leer. — Nichts fehlte als der Hut und der Mantel.

Durch Nebel und Nacht, in Dunkel und Dämmer, stürzend, sich aufraffend, weiterhastend lief ich nach dem Waldhaus Beresnaia, klopfte Herrn Pipér heraus. —

Er nahm seinen Schweißhund mit, wir gingen zurück, suchten den Park ab, den Wald — nichts — —

Ich forschte später in Dänemark nach — nichts. — —

Keines lebenden Menschen Auge hat Arne Thorsen mehr gesehen. —

* * *

Als ich die letzten Worte niederschrieb, brachte der Diener die schwarze Ledermappe mit der Frühpost. Ich öffnete. Ein paar Zeitungen fielen heraus, eine Drucksache mit magyarischer Marke und dem Stempel: Budapest.

„Seine Verlobung mit Frau Margit verw. Margiloman, geb. Comtesse Csillágy auf Schloß Geresnaja bei Anina Banat, Romanda, beehrt sich anzuzeigen:

Dr. med. univ. Overecht Miklós,
Budapest II, Sóphy Körut 60.“

Und da fühlte ich, daß alles Geschehen, im großen wie im kleinen nur das Glied einer Kette ist, die wir Schicksal nennen — Schicksal — — —

— Ende. —

Der Einzige, der lebt.

Skizze von Walter Anatole Persich.

Wir waren uns jedes Jahr mehrere Male begegnet. Nun lagen fast fünf Jahre zwischen unseren beiden letzten Zusammentreffen. Die Brigg, auf der er fuhr, blieb ohne eine Spur verschwunden. Nirgends konnte ich etwas über ihn in Erfahrung bringen, bis eines Tages ... aber da beginne ich lieber mit der Geschichte, Jungs!

Unser Schiff lag in Schanghai vor Anker. An einem der milden, seltsam beunruhigenden Abende trieb ich mich in der Stadt umher. Schließlich entschloß ich mich, eine der mir bekannten chinesischen Kaschemmen aufzusuchen.

Links in der Ecke, unter einem riesigen Fächer, spielten die Chinesinnen ihre eintönige Weise, der ganze Raum war durch vielfarbige Papierlaternen in seltsames Halbdämmer gehüllt und ließ nur schwach eine in der hintersten Ecke befindliche Theke erkennen, wo neben funkelnden Flaschen ein greisenhaft gebückter Mixer seinem Handwerk oblag.

Ein Etwas im Gesicht des Mannes kam mir bekannt vor, einige Bewegungen setzten mich in Erstaunen — ich wurde den Gedanken nicht los, dem Menschen irgendwo begegnet zu sein. Mit dem gefüllten Glas schritt er auf mich zu — ich erhaschte seinen Aermel: „Kennen wir uns nicht?“

Eine furchtbare Gewißheit dämmerte mir auf, noch schwankte ich: „Menschenskind, stimmt es ... Steuermann Carstens von der Brigg ‚Eleonore‘? Nein, es kann nicht angehen!“

„Ja, Käp'n Hundertmark, das bin ich, dieses Menschenwrack. Aber der Steuermann Carstens ist verschollen. Versprich mir bei allem, was Dir heilig ist, mich niemandem zu verraten!“ Er nahm ein Glas und setzte sich zu mir.

Ich bat ihn: „Wenn Du Dich überwinden kannst, erzähle mir, was Dir begegnet ist.“

Sinnend blickte er ins Glas: „Das ist eine lange und auch böse Geschichte. Du müßtest viel Geduld mit mir haben. Noch heute packt mich das Grauen. Nur das Opium, der Alkohol und die kleinen Chinesinnen retteten mich vor dem Irrsinn. Du meinst, in Europa hätte sich ein ähnlicher Winkel gefunden; aber keine Macht der Welt bringt mich je wieder auf das Wasser. — Es war so: Von der ‚Eleonore‘ bestand lediglich noch der Rumpf, das Wasser war bis zur Hälfte eingedrungen, der Proviant verdorben, die ganze Besatzung von Bord gespült, und mich quälte ein grausamer Hunger, als am achtzehnten Tage ein strahlender Himmel auf meine Not herniederblickte. Der neunzehnte Tag brach ebenso herrlich an. Eine frische Brise trieb das Wrack vorwärts. Die Richtung hatte ich lange verloren. Gegen Mittag blickte ich zufällig zurück — ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen: Am Horizont zeigte sich unter vollen Segeln ein Schiff, das sich dem meinen in schneller Fahrt näherte. Mein Auge hing gebannt an jeder Bewegung des Schoners, eine Täuschung war nicht möglich, ich erkannte die englische Flagge.

Nicht lange, so mußte mein Ruf zu dem Segler dringen, obgleich der Wind in entgegengesetzter Richtung ging. Aber wie ich meine Lunge auch anstrengte, kein Signal verriet, daß man mich hörte. Mich packte das Entsetzen. So nahe der Rettung und doch ...

Das fremde Schiff mußte in einem bestimmten, fast auf ein Yard berechneten Winkel an dem meinen vorbeisegeln. Wenn ich den richtigen Augenblick abwartete, würde die Brigg durch Schwimmen zu erreichen sein.

Als der Viermaster nahe genug herangekommen war, sprang ich kurz entschlossen ins Wasser und hatte nach ein paar kräftigen Stößen das Fallreep seitlich des Schiffes erreicht.

In Erwartung einer Gefahr kletterte ich vorsichtig hinauf. Nichts regte sich, also stieg ich ganz hinauf. Immer noch jede Vorsicht beachtend, ging ich einige Schritte. Ein unbeschreiblicher Geruch stieg mir plötzlich in die Nase und wurde bei jedem Fußbreit Boden, den ich überquerte, unerträglicher.

Wie groß war mein Erstaunen, als ich einige, offenbar in tiefem Schlaf befindliche Gestalten erblickte. Nähertretend gewahrte ich den Grund, ein furchtbares Entsetzen bemächtigte sich meiner: Was ich sah, waren Tote. Ein erbitterter Kampf mußte an Bord stattgefunden haben; denn die Männer lagen mit Waffen in der Hand auf dem Boden. Einer hatte einen Stirnschuß, ein anderer eine Herzwunde. Nun kam mir die Erklärung: Die Ueberlebenden hatten sich in aller Eile in die Boote gerettet und diese Unglücklichen verlassen. Die Toten lagen in der unerbittlichsten Sonne.

Im Schiffsinnern war alles durcheinandergeworfen. Man hatte alle Kostbarkeiten geraubt, Lebensmittel fanden sich genug. Der Segler mußte durch eines der noch heute hier räubernden chinesischen Piratenschiffe überfallen worden sein. Was blieb mir übrig — ich mußte die Toten fortbringen, jeden einzelnen zur Reling schaffen und über Bord werfen. So kam ich in nächste Nähe ihrer fürchterlichen Wunden. Das war die entsetzlichste Arbeit meines Lebens, Käp'n; aber wollte ich nicht erkranken, mußte ich's schaffen.

Ich erwachte von einem starken Schlingern und Stoßen des Schiffes am späten Abend; der Himmel war von Wolken bedeckt, Böen rüttelten schon an der Takelung. Die Segel mußten gerefft werden — aber wie? Mir blieb nur übrig, die Wanten zu erklettern und die Segel einfach zu kappen. Sofort wurde das Stoßen geringer, die Brigg glitt, durch das Toppsegel ausreichend betakelt, in schneller Fahrt dahin. Das Steuer mußte durch starke Ketten gehalten werden.

Gleich darauf setzte der Sturm ein, ich flüchtete in die Kapitänskajüte und hatte keinen Augenblick zu früh das Deck verlassen. Das Kompaßhaus wurde beim ersten Anprall über Bord gerissen. Zu allem Ueberfluß begann noch ein entsetzliches Gewitter, eine Sturzwelle riß schließlich die Ankerwinde mit einem Teil der darunter befindlichen Bohlen los — das erste Leck, wodurch das Wasser ins Schiff dringen konnte. Da — plötzlich ein riesenhaft lohendes Zucken am Himmel, ein Krach — Flammen schossen durch die Luft. Mir schien, ich stände mitten im Feuer. Alle Vernunft, jeder Gedanke verließ mich, und dieser Augenblick muß in seiner Furchtbarkeit mein Schicksal besiegelt haben. Der Blitz war in den Mast geschlagen! Aber was vermochte selbst das riesigste Feuer gegen die Massen des ununterbrochen über Bord spülenden Wassers? In einigen Minuten war der Brand durch die Natur gelöscht. Alle Masten brachen wie Streichhölzer, ein Steuer gab es schon lange nicht mehr, abermals befand ich mich auf einem elenden Wrack, und noch zwei Tage dauerte dieses Wetter.

Der folgende Morgen brachte wieder Sonnenschein, der mich schon so oft genarrt hatte. Noch wußte ich nicht das Geringste von meinem Zustande. Wohl fühlte ich, daß etwas mit mir vorgegangen war, aber ich kam nicht auf die unter diesen Umständen auch wahnsinnige Idee, mein Ebenbild in einem Spiegel zu betrachten. Erst eine Woche später, als ich auf dem holländischen Kauffahrteischiff erwachte, das mich besinnungslos auf dem treibenden Engländer gefunden und mit nach Schanghai genommen hatte, und als man mir auf Befragen mein Alter oder vielmehr meine Jugend nicht glauben wollte, wurde mir Gewißheit: ich war in diesen Tagen äußerlich ein Greis geworden. Ich wußte, meine Braut, ein junges, lebendiges Geschöpf von kaum zwanzig Jahren, lebensdurstig, glückshungrig, hätte mich auch noch als Krüppel geheiratet. Da war es besser und menschlicher, nicht wieder aus der Versenkung aufzutauchen und den Tod hier zu erwarten.“

Steuermann Carstens von der Brigg „Eleonore“ schwieg. Wir saßen bis spät in die Nacht ohne ein weiteres Wort beisammen. Ich fühlte, daß nur Schweigen Verstehen hieß, und drückte beim Abschied lange seine welke Hand.

Als ich im nächsten Jahre abermals in Schanghai an Land ging, hatte man ihn drei Wochen vorher begraben. Er war aus einem Opiumrausch nicht wieder erwacht.

Fridericus.

Skizze von A. Steininger.

„Meine Offiziers sendt zu gut zur Komoediantenvornehmen.“ Mit energischen, ungelenken Buchstaben schreibt es der König an den Rand des Gesuches, in dem Leutnant von Bredow untertänigst bittlich wird, die ehrsame Luise Quintin, Tochter des Balthasar Quint, Besitzer der neuen Spiegelcomedia an der Spree, ehelichen zu dürfen. Dann winkt er dem Kammerdiener, den Bittsteller einzulassen. Ist einer seiner besten Offiziere, der Bredow. Schade um ihn, daß er sich an eine Aktrice hängt.

„Leutnant Bredow zu Befehl!“ In breiter Habtachtstellung mit gegrätschten Beinen, den Fuß aufstampfend, wie es das Reglement vorschreibt, meldet er sich dem König. Mit keiner Miene verrät er, daß sich jetzt sein Lebensglück entscheidet. Nur unsichtbar unter dem blauen Waffenrock mit den breiten roten Aufschlägen pocht sein Herz.

Der König reicht ihm das Gesuch hin: „Da! Les Er!“

Der von Bredow wird rot, da er die Randbemerkung überfliegt. „Majestät! Eine Komödiantendirne, das ist sie nicht.“

Der König trommelt mit den Fingerspitzen ärgerlich auf der Pultplatte des perlmuttereingelegten Ebenholzsekretärs.

„Majestät!“ stammelt der Bredow und will reden, will sagen, daß er ohne sie nicht leben kann.

Aber der König schneidet ihm das Wort ab: „Denk Er nicht mehr dran! Halt Er sich wie bei Hohenfriedberg!“

„Zu Befehl, Majestät!“

Der König nickt. Der Offizier ist entlassen. — — —

Leutnant Bredow weiß nicht, wie er auf die Straße kommt. Er möchte sich am liebsten prügeln, weil er nicht mehr gesprochen hat. „Halt Er sich wie bei Hohenfriedberg!“ Immer wieder hört er das Wort des Königs. Wie war jener Tag schön gegen den heutigen, trotz Tod und Verderben ringsum. Er sieht sich wieder im Gefecht an der Ortslisiere mit den letzten paar Mann, die von der Kompagnie geblieben sind. Hinter einem Wall von Toten knien sie und feuern auf die weißen Röcke der Oesterreicher, die zum fünften Male stürmen.

„Steht Jungens! Steht!“ ruft er seinen Leuten zu. „Es kommt Sukkurs.“ Aber schon sind die Oesterreicher wieder da. Mit dem Sponton durchbohrt er die Kehle eines breitschultrigen Offiziers, und dann schlägt er um sich, wie ins Blinde. Ein Bajonett streift ihn. Er achtet es nicht. Und dann, wie schon seine Kräfte erlahmen wollen, sieht er auf einmal messinggelbe blanke Grenadiermützen neben sich auftauchen und einen weißen Schimmel und sieht ihn.

„Es lebe der König!“ ruft er, und vorwärts reißt er eine blutige Gasse in den Feind.

Wie schön war der Tag! Und heute ..

Stimmen hört er hinter sich und Lachen. Jemand schlägt ihm auf die Schulter: „He! Fängst Du Grillen, Bredow?“ Die Kameraden sind's.

„Laßt mich in Ruh' heute!“ Am liebsten möchte er sich in den Boden hinein verkriechen, nur allein will er sein. Aber die Kameraden lassen ihn nicht. Er muß mit in die Marketenderei. Er hat gestern unverschämt Glück gehabt im Spiel. Er ist ihnen Revanche schuldig. —

Die Würfel kollern über den schweren, eichenen Tisch, über dem am rauchgeschwärzten Deckengewölbe das kleine Modell eines Zwölfpfünders hängt, mit sechs Pferden Bespannung und darauf reitenden Kanonieren, alles fein säuberlich aus Holz geschnitzt und bunt bemalt.

Der lange Bombardierleutnant Quitzow flucht wie ein Heide. Der Aerger über den Verlust und der Wein sind ihm zum Kopf gestiegen. „Acht' auf Dein Liebchen, Bredow!“ stichelt er. „Soviel Glück im Spiel verträgt die Liebe nicht.“ Und auf seinem Degen wie auf einer Laute fingernd singt er:

„Komödiantenlieb, Komödiantenspiel, Komödiantenweiber taugen nicht viel ...“

Dem von Bredow schwillt die Zornader. „Laß das!“ sagt er, und seine Stimme klingt heiser.

„Pah!“ lacht der andere und schneidet ihm eine Fratze. „Eine Zott ist wie die andere.“

„Lump!“ Der Bredow ist aufgesprungen und schleudert ihm den Würfelbecher mitten ins Gesicht, daß die Knöchel weit über den Boden rollen. Die Klingen fahren aus den Scheiden. Bänke stürzen polternd um. Stoß und Parade, Gegenstoß ... Die Degen klirren. Pfeifend geht der Atem der Kämpfenden. Aber sie halten sich die Waage. Da gibt sich der Quitzow, weit nach vorne ausfallend, eine Blöße, und schon sitzt ihm die Degenspitze des Gegners in der Brust. Wie ein gefällter Baum stürzt er lanabin zu Boden. — — —